

Esther Spinner

«Schreiben ist mein Beruf, und

Esther Spinner verwebt auf einzigartige Weise ihre Passionen fürs Schreiben und für den Pflegeberuf: Sie schreibt Bücher, meistens in Italien, und gibt in der Schweiz Schreibkurse für Pflegendе.

Krankenpflege: Frau Spinner, was war bei Ihnen zuerst: Das Schreiben oder das Pflegen?

Esther Spinner: Das Schreiben war früher, und schon früh wollte ich Deutsch studieren, doch mit meinem Diplommittelschulabschluss konnte ich nicht an die Universität. Ein Studium war schon als Idee zu «entfernt» für ein Mädchen aus dem Zürcher Kreis vier, und deshalb lernte ich Krankenschwester – einen Beruf, der mir sehr gut gefällt. Ich hatte aber immer auch eine Hass-Liebe zu diesem Beruf und kam recht schnell an körperliche Grenzen, weshalb ich auf das Unterrichten umsaute. Wenn ich früher schrieb, brach ich immer wieder ab, weil ich es mir nicht zutraute. Erst als ich mit 30 die Matura nachholte, wagte ich es, ein Buch zu schreiben. Die Matura einmal im Sack, verzichtete ich auf ein Studium. Diese zusätzliche Bestätigung war für mich plötzlich nicht mehr nötig. Ich denke, es passiert vielen Frauen, dass ihnen das Selbstbewusstsein für gewisse Berufe fehlt.

Das Selbstbewusstsein ist das eine, die Publikationsmöglichkeit das andere.

Das ist richtig. Es ist immer wieder schwierig, einen Verlag zu finden. Verlage publizieren gerne angehende Bestseller – und das sind meine Bücher leider selten.

Sind Ihre Bücher autobiographisch?

Sie haben immer einen autobiographischen Hintergrund, doch habe ich den Anspruch, darüber hinauszugehen, so dass sich andere davon angesprochen fühlen.

Haben Sie auch schon Erfahrungen aus der Pflegearbeit in ein Buch einfließen lassen?



Esther Spinner plant ein Buch über das Leben in einem Pflegeheim. Fotos: Gudrun Mariani

Bisher nicht, doch das nächste Buch ist diesem Thema gewidmet. Es geht um ein Pflegeheim und die Menschen, die darin wohnen und arbeiten. Aber auch dieses Thema werde ich literarisch bearbeiten und nicht eins zu eins darstellen.

Sie leben ja teilweise in Italien. Welche Bedeutung hat dieses Land für Sie?

Das begann vor vielen Jahren mit einem Ferientaufenthalt in Sardinien. Es gefiel mir so gut, dass ich zurückkehrte. Auf Sardinien habe ich mein erstes Buch, «Die Spinnerin», geschrieben, und mein Buch «Lamento» handelt in Sardinien. Vor sieben Jahren suchte ich mir eine näher gelegene «zweite Heimat», und fand sie in Norditalien. Ich erwarb ein kleines Haus in einem Dorf und verbringe dort vier Monate pro Jahr. In Italien schreibe ich vorwiegend, während ich in der Schweiz meine Kur-

se gebe. Wenn ich italienisch spreche, lerne ich viel über die deutsche Sprache. Ich merke, dass Dinge anders ausgedrückt werden als bei uns, oder dass es bestimmte Wörter gar nicht gibt, so kennt das Italienische zum Beispiel kein Wort für Heimat.

Sie schreiben und holen sich gleichzeitig die Inspirationen für die nächsten Bücher?

Genau. Das Thema ist immer auch das Fremdsein, und im letzten Buch, «Lamento», der Verlust, die Trauer, der Tod, das Unbekannte par excellence. Ich versuchte, Worte für Trauer zu finden. Nur zu sagen «ich bin traurig», reicht nicht aus. Das genaue Benennen der eigenen Gefühle führt auch zu einem neuen Umgang mit diesen Gefühlen. Ich gebe übrigens auch Schreibkurse für Sterbebegleiterinnen. Da finde ich dann wieder die Verknüpfungen zwischen Schreiben

daran halte ich fest»

und Pflege, und bin sehr froh, dass es mir gelungen ist, diese Verbindung zu bewerkstelligen. Pflege ist ein Beruf, der hohe Kommunikationskompetenzen voraussetzt. Berufliches Schreiben muss man lernen, das wird einem nicht in die Wiege gelegt. Oft fehlt dieses Fach in den Ausbildungen noch.

Trotzdem sind ja Dokumentieren und literarisches Schreiben zwei ganz verschiedene Sachen.

Das probiere ich auch immer mitzuteilen. Literarisches Schreiben hat keinen Platz in der Dokumentation. Diese folgt klaren Regeln. Das war lange Zeit das Problem in der Dokumentation: Dass jede so schrieb, wie sie gerade Lust hatte oder wie sie persönlich es gut fand. Sachlichkeit ist da ganz wichtig.

Kommt Ihnen die in den Kursen geforderte Sachlichkeit beim literarischen Schreiben nicht in die Quere?

Nein. Es gehört zur Sprachkompetenz, dass man zwischen verschiedenen Textarten hin- und herwechseln kann. So schreibe ich neben Romanen auch Gedichte, Anagramme, Essays und Kindergeschichten.

Wie fühlen Sie sich als Schriftstellerin in der Schweiz?

Das ist eine eher schwierige Sache. Der Buchmarkt hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Grundsätzlich werden Bücher weniger besprochen und verschwinden schneller von den Gestellen in den Buchhandlungen. Einige Schreibende werden hoch gelobt, andere, wie ich, bewegen sich eher am Rand der Szene. Doch Schreiben ist mein Beruf, und daran halte ich fest.

Nochmals zu Ihren Kursen: Spüren Sie da den Clinch zwischen persönlichem Ausdruck und den stark standardisierten Pflegediagnosen?

Den spüre ich. Die Pflegediagnosen dienen dazu, eine gemeinsame Sprache in der Pflege zu finden. Sie dienen der Vereinheitlichung und sind eine Bewertung, und das ist wichtig, wenn man

vorher die möglichst offene Informationssammlung hat. Die Beschreibung einer Situation brauchen wir aber nach wie vor.

Es braucht also beides?

Ja. Wobei man die Beschreibung besser versteht als die «Codierung». Diese allein, gerade wenn es um die Ableitung von Pflegemassnahmen geht, genügt nicht. Nehmen Sie die Massnahme «Unterstützung bei Sinnfindung und Coping». Worin soll die Hilfe konkret bestehen? Eine solche abstrakte Formulierung ist unsinnig.

Stellen Sie Lücken fest, wenn es darum geht, die Pflegediagnosen umzusetzen?

Es gibt Lücken zwischen Theorie und Alltag, und die sind in der Langzeitpflege noch grösser als in den Akutabteilungen. Es ginge darum, sich auf Konkretes zu einigen, zum Beispiel Patienten zu fragen, wie es ihnen geht und was sie möchten: etwas Kleines, Machbares. In der Langzeitpflege gibt es viele Pflegenden, die zu wenig ausgebildet sind und bei der Dokumentation zu wenig Unterstützung erhalten. Trotzdem wird nicht viel unternommen, um die Diskrepanz zu vermindern. Das gibt mir zu denken, und manchmal komme ich mir ein wenig einsam vor. Denken Sie an Themen wie Dekubitus oder Sturzprophylaxe: Da gab es in den letzten Jahren enorme Fortschritte. Es existieren Standards und Kriterien. Bei der Dokumentation gibt es nichts Vergleichbares. Viele wissen nicht einmal genau, was sie aufschreiben müssen. Eigentlich ist es eine Katastrophe. Allerdings geht die Problematik zum Teil die Vorgesetzten selbst an. Gemeinsame Abmachungen, Standards usw.: Das sind ihre «Jobs», das können sie nicht einfach den Untergebenen überlassen.

Erhalten Sie denn auch Feedbacks?

Ja, viele. Und manchmal verblüffen mich die Resultate, denn viele Kurse dauern nur einen Tag, und in dieser kurzen Zeit kann man, so denkt man jeden-

Esther Spinner



hat 1970 das Diplom für Allgemeine Krankenpflege erhalten. Sie hat jahrelang in der Pflege gearbeitet, aber immer Teilzeit, um Zeit zum Schreiben zu haben. 1981 veröffentlichte sie ihr erstes Buch, «Die Spinnerin». Anfang der Neuzigerjahre machte sie die Ausbildung zur Berufsschullehrerin, und erteilte dann spitalintern Unterricht. Seit rund fünfzehn Jahren ist sie als freischaffende Kursleiterin tätig. Neben Schreibkursen für Pflegenden (Dokumentation, Protokolle schreiben), gibt sie Kurse in Kreativem Schreiben (unter anderem an der Paulus-Akademie in Zürich und im Kloster Kappel). Das aktuelle Jahresprogramm kann unter espinner@gmx.ch angefordert werden.

Esther Spinner hat zahlreiche Bücher geschrieben. Zwei haben mit Pflege Themen zu tun: «Was kostet ein Wort? Ein Lesebuch zu Sprache und Pflege» (2003) und das neuste, «Lamento» (2008), in dem es um Trauer und Verlust geht. Die Liste der Werke von Esther Spinner kann in jeder Buchhandlung erfragt werden.

falls, alte Muster nur schwer verändern. Es ist sowieso schwierig, im Alltag die Zeit zu finden, gut zu dokumentieren. Doch die Leute fühlen sich nach einem Kurs sicherer und wissen eher, wie und was sie aufschreiben sollen.

Trifft es zu, dass die Kursabsolventinnen, dadurch dass sie bewusster beobachten und dokumentieren, auch zu konkreten, sinnvollen Handlungen finden und sich kompetenter fühlen?

Ich habe ab und zu das Gefühl, dass ich nicht «Schreiben», sondern «Pflege» unterrichte. Beides ist natürlich eng miteinander verwoben. Wenn der Pflegeperson durch das Schreiben bewusst wird, was die Patientin wirklich braucht, oder dass sie etwas Wichtiges über den Patienten herausfinden kann, indem sie ihn fragt, wird ihre Pflege tatsächlich besser. Zudem trägt eine verständliche Dokumentation zur Kontinuität bei.

Interview: Margrit Bachl